

# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Dienstag, den 3. Jänner 1832.

1

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bei N. Strauß sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Der Oheim als Brautwerber.

Eine Erzählung aus der Mitwelt.

„In einem milden Sommerabend schritten zwey Männer, im Gespräch begriffen, aus der schönen Lindenstraße Berlin's, durch das Brandenburger Thor, in die erfrischenden Laubgänge des Thiergartens hinaus. Der eine war jung, schlanker Gestalt und modisch gekleidet; der andere schon bejahrt, doch noch rüstig, und kündete in seiner Art und Weise den Mann von Stand und Vermögen an. Eben hatte der Jüngere voll Feuer und sichtbarer Bewegung gesprochen und endete mit den Worten: „Lieber Oheim, Sie wissen jetzt Alles; ich flehe Sie an, verweigern Sie mir Ihren Beystand nicht, nur Sie allein können helfen.“

„Aber dieser Beystand, diese Hülfe,“ erwiederte der Oheim, „ist meinen Ansichten zuwider; ich theile vielmehr die Meinung deines Vaters.“

„Wie wäre dieß möglich!“ rief der Nefte aus, „wenn Sie meinen Wünschen auch nicht gleich beystimmen sollten, so hoffe ich doch Ihre Bedenklichkeiten, die Bedenklichkeiten eines alten Hagestolzen, beseitigen zu können. Meines Vaters Weigerung gründet sich hingegen auf feststehende Ansichten.“

„Bedenklichkeiten eines alten Hagestolzen!“ wiederholte lachend der Oheim, „nun lieber Ferdinand, du willst zu deinem Endzweck wenigstens durch keine Schmeicheley gelangen.“

„Verzeihung, theuerster Oheim, doch ich brauche mich wohl nicht erst zu entschuldigen, Sie sind gewiß überzeugt, daß ich Sie durch keinen absichtlichen Ausdruck verletzen wollte. Sie nennen sich ja selbst oft einen Hagestolzen und so war mir dieß Wort nah und geläufig.“

„Es ist auch ein zierender, empfehlender Beyname, und ich könnte dir eine Menge gesellschaftlicher und außergesellschaftlicher Vortheile und Vorrechte herrechnen, die damit verknüpft sind, doch da du jetzt schwerlich in der Stimmung seyn wirst, eine Rede dieses Inhalts anzuhören, so will ich lieber von dem Gegentheil, nemlich vom Heirathen, sprechen. Aber sag' mir zuvor, besuchst du nicht mehr das Haus des Hofraths von B\*\*\*.“

„Dann und wann, doch selten.“

„Das heißt wohl — gar nicht. Seine beyden Töchter sind liebenswürdige Mädchen. Ich dachte, du würdest dich um die jüngste bewerben?“

„Weder um die Eine, noch die Andere. Indessen hätte ich eine von den Schwestern wählen sollen, so würde ich mich für die ältere entschieden haben. Sie ist schöner, sanfter, gebildeter.“

„Und ich für die jüngste, denn sie ist kleiner von Wuchs, und unter zwey Übeln muß man, nach der alten Regel und dem alten Einfalle, das kleinste wählen.“

„Scherzen Sie immerhin, lieber Oheim, aber helfen Sie.“

„Ich habe schon gesagt, daß die von dir verlangte Hülfsleistung meiner Überzeugung widerstreitet. Hast du auch reiflich nachgedacht, was die Ehe ist?“

„Die Ehe ist für mich der Besitz eines Engels, ein irdisches Paradies.“

„Das ist die Definition eines Verliebten, ein Verheiratheter wird anders definiren. Ich für meinen Theil sage: die Ehe ist eine bürgerliche Pfändung der natürlichen Freyheit des Mannes, dafür daß sein Wille aus dem erlaubten Gebiet der Wirklichkeit in das verbotene der Phantasie hinübergeschweift war. Die Ehe wird treffend mit einem Wagen verglichen, in welchem die Frau sitzt und fährt, und an dem der Mann vorgespannt ist und zieht.“

„Der Vergleich hinkt, lieber Oheim, wie viele andere. Obendrein gibt er kein deutliches Bild.“

„Im Gegentheil das alleranschaulichste; ich sehe den Jammermann, ich meine den Ehemann, der als lediger Mensch so leicht und frey auf dem ebenen Fußsteige einhertrat, jetzt verheirathet auf der großen, staubigen, schattenlosen Heerstraße gebunden dahinkeuchen. Wenn man wie du, an das Heirathen geht und verliebt ist, denkt man sich das doppelte Verhältniß ungefähr so wie einen Spaziergang in einem Garten oder einer freundlichen Landschaft, wo man einer Dame den Arm zum Einhängen reicht, allenfalls ihren Shawl und Hut trägt, und für das sanfte, zierliche Wesen und ihre kleinen Füßchen den besten Weg aus sucht. Mit solchem angenehmen Ereigniß ist aber höchstens nur der Brautstand zu vergleichen. Im Ehestand hingegen bedingt die Verdoppelung eine ganz andere Sorge. Da baut sich jener Wagen auf, in dem die Frau sitzt, und an dem der Mann zieht. Er muß damit auch nothwendigerweise in der breiten Heerstraße bleiben, im Staub und zu Zeiten schattenlos in der Hitze wandern, weil er auf dem schmalen Pfade, wo er sonst durchschlüpfte, jetzt anstoßen, oder umwerfen, oder gar nicht durchkommen würde. Ist dann die Frau, wie man zu sagen pflegt, eine gute Frau, so langt sie dann und wann aus dem Wagen hinaus, trocknet dem keuchenden, schwitzenden Einspanner die Stirn und streichelt ihn schmeichelnd; ist sie aber, wie man wieder zu sagen pflegt, eine böse Frau, so treibt sie, braucht die Peitsche und ist überhaupt mit dem Einspanner höchst unzufrieden. Hab' ich meinen Vergleich hinlänglich ausgeführt, und findest du ihn jetzt treffend, Neffe?“

„Für gewisse Fälle mag er treffend seyn, doch sind das verzerrte Verhältnisse, wenn sie auch häufig seyn sollten. Lernen Sie Marien kennen, lieber Oheim, und Sie werden mir zugeben, daß ich wohl erwarten darf, an ihr Zeitens eine Freundin zu besitzen, und daß unsere Ehe jenem von Ihnen erwähnten Spaziergange, nie aber der qualvollen Fahrt gleichen wird, die Sie so ausführlich beschrieben haben.“

Der Oheim schwieg einen Augenblick, fuhr dann mit der Hand über die

hohe, heitere Stirne und sagte: „Dein Begehren ist also, daß ich vorerst selbst dein thörichtes Beginnen gut heiße und dann deinen Vater so weit bringe, daß er in deine nicht standesmäßige Heirath willigt?“

„So ist's, mein lieber, theurer Oheim, nur nennen Sie mein Beginnen nicht thöricht und meine Heirath keine Mißheirath, denn Mariens Vorzüge übertreffen weit die Ansprüche, die ich machen darf.“

„Das ist wiederum die Sprache eines Verliebten, die dein Vater lächelnd anhören und unbeantwortet lassen wird, ohne in seinen Vorsätzen schwankend zu werden. Indessen werde ich sehen, was zu deinem Besten bey ihm auszurichten seyn wird.“

Statt aller Antwort fiel der Nefse dem Oheim um den Hals und umarmte ihn zärtlich, indeß Thränen der Freude in seinen Augen erglänzten.

Sie wandelten jetzt eine Zeitlang schweigend neben einander und erreichten eine der Stellen im Thiergarten, wo Erfrischungen zu erhalten sind. Der Oheim verlangte Wein und Selterwasser und setzte sich mit dem Nefsen an einen abwärts stehenden Tischchen nieder. Mit der kühlenden Mischung die Lippen nehend hob er wieder an: „Ferdinand, sagtest du nicht vorhin, daß deine schöne, einzige, angebethete Marie bey einer Tante wohnt?“

„Ja, seit dem Tode ihrer Mutter, der vor zwey Jahren erfolgt ist. Ich will Sie mit dieser liebenswürdigen und gescheiden Frau bekannt machen.“

„Daß sie eine Tante, ist mir schon recht, so stehe ich als dein Oheim in dem rechten Verhältniß zu ihr. Doch wünsche ich sie unabhängig von dir kennen zu lernen.“

„Auch dieß ist leicht möglich. Sie wissen es schon, die Vermögensumstände der Tante und der Nichte sind so beschränkt, daß sie bestellte Näharbeit annehmen. Unter dem Vorwande also irgend einer Bestellung dieser Art können Sie, ohne meine Begleitung, in das Innere eines Hauswesens blicken, welches, durch die Gegenwart eines Engels, zu einem Heiligthum der Schönheit und Tugend wird.“

„Gut, das läßt sich ausführen. Aber damit ist noch nicht alles gethan. Du mußt dich entschließen, mir ein kleines Opfer zu bringen.“

„Erklären Sie sich deutlicher, lieber Oheim.“

„Ich muß überzeugt seyn können, daß weder die Tante, noch Marie in mir deinen Oheim erkennen oder nur ahnen. Wenn du mir auch versprechen solltest ein genaues Stillschweigen darüber zu beobachten, so könnte doch, wenn du hier anwesend wärest, ein Zusammentreffen in dem Hause, oder sonst irgend ein zufälliger Umstand unser wirkliches Verhältniß entdecken lassen. Ich wünsche daher, daß du auf eine gewisse Zeit dich von Berlin entfernest.“

„Wie, ich sollte von hier weggehen?“ fragte der Nefse erblassend.

„Nicht anders, jedoch nur für kurze Zeit. Ich schlage dir z. B. eine Reise nach Rügen vor. Du gehst von hier nach Stettin, schiffst dich dort auf dem Dampfschiffe ein, besuchst Stabo's Felsen, Arkona, Putbus und lehrst über Stralsund und Greifswald zurück. Die ganze Reise kann in vierzehn Tagen beendet seyn.“

„Ich bin aber gar nicht reiselustig, und ein flüchtiger Blick Mariens ist mir mehr werth, als alle Aussichten vom Rugard.“

„Daher sprach ich auch von einem kleinen Opfer.“

„Das ist aber kein kleines.“

„Wenn ich von dir die vierzehn Dienstjahre verlangen sollte, die Jacob um Rahel ertragen mußte, so wäre dieß ein größeres Opfer. Geh, oder vielmehr reise und sey nicht zu verliebt.“

„Es sey, ich werde Ihren Willen erfüllen und mich entfernen. Aber was versprechen Sie mir für meine Selbstverläugnung.“

„Noch nichts; ich verlange vielmehr, daß du dich ohne Capitulation in meinen Willen ergibst. Wir gehen jetzt nach Hause, du ist mit mir zu Abend, ich lasse unterdessen Postpferde kommen, du setzt dich in den Wagen und fährst noch heute bis Angermünde, wo du sehr gut übernachten kannst.“

„Wie, ich soll fort ohne von Marie Abschied genommen zu haben?“

„Nicht doch, du schreibst ihr auf schönem Papier ein zärtliches Briefchen, das ich mit der Stadtpost werde bestellen lassen. Es geht nicht anders, wenn du willst, daß ich mich deiner Sache annehmen soll.“

Der Nefte schwieg seufzend, sodann, nach einem Augenblick der Überlegung, sagte er: „Aber ich brauche keine vierzehn Tage zu der kleinen Reise auf die kleine Insel.“

„Ich habe nichts dagegen, wenn du auch nach einem entferntern Orte gehst. Meinetwegen kannst du eine Rheinreise machen und drey Wochen darauf verwenden.“

„Nein, nein, ich reise nach Rügen.“

„Nun, also darüber wären wir einig. Jetzt komm, laß uns in die Stadt zurückkehren, zu Abend essen und Postpferde bestellen.“

Sie brachen auf. Unterwegs fing der Nefte noch öfters an, von Marien zu sprechen, doch der Oheim antwortete jedes Mal: „Ich muß sie erst kennen lernen, bis dahin laß uns an andere Dinge denken und vor allem an deine Reise.“

Eine oder zwey Stunden später saß der Nefte in einem leichten Reisewagen, den ihm der Oheim zu der Reise lieh und rollte zum Thore hinaus. So unangenehm ihm diese Fahrt war, weil sie ihn von Marien trennte, so sehr sah er doch die Nothwendigkeit ein, dem Willen des Oheims nachzugeben, denn machte er ihn sich abwendig, so verschwand jede Hoffnung des Vaters Einwilligung zu seiner Heirath zu erhalten.

Marie war die jüngste Tochter eines Regierungsbeamten, der eine geringe Befoldung und zahlreiche Familie hatte. Er starb, als sie noch ein Kind war und sie wuchs unter Kummer und Sorgen der Witwe auf. Der Thränenthau der Mutter fiel auf eine zarte und holde Blume. Mit der rührenden Schönheit der äußern Gestalt, vereinigte sich in ihr ein Adel des Geistes, der, fast eben so sehr wie jene angeborne Wohlgestalt, eine Gabe der Natur zu seyn scheint. Marie hatte nur eine einfache, beschränkte Erziehung erhalten können, die Welt und ihre Gesellschaften waren ihr fremd geblieben und dennoch war ihre ganze Erscheinung voll edler Anmuth in Rede und Bewegung. Sie hatte ihr siebzehntes Jahr erreicht, als sie das Unglück gehabt hatte, auch ihre Mutter durch den Tod zu verlieren; eine ältere Schwester derselben, ebenfalls Witwe und in sehr beschränkten Vermögensumständen lebend, nahm sie zu sich. Hier mußte Marie durch weibliche Handarbeit ihren Unterhalt erwerben. Diese Art Beschäftigung steht zu dem Ertrage derselben in dem ungünstigsten Verhältniß. Sechs Wochentage hindurch arbeitete Marie mit unausgesetzter Anstrengung, nur am siebenten, dem Sonntage, richtete sich das schöne, ermüdete, doch

mildglänzende Auge von der Nähnaedel empor. Am Vormittag dieses Tages, des einzigen, welcher der Feyer und der Erholung bestimmt war, ging Marie mit der Tante in die Kirche. Den Nachmittag verbrachte sie hierauf am Clavier. Sie liebte die Musik, dennoch gewährte sie sich das Vergnügen des Spiels nur in den Abendstunden des Feyertages. Diese einförmige Lebensart erhielt selten eine Abwechslung durch einen Besuch, den die Tante erhielt, oder durch einen Spaziergang, den sie zuweilen an einem Sommerabende machte.

Auf einem dieser Spaziergänge ward Marie von Ferdinand bemerkt. Er folgte ihr, erfuhr ihre Wohnung, hatte bey ihr und der Tante Umstände erfragt. Mariens Bild haftete in seiner Erinnerung, er konnte dem Verlangen nicht widerstehen, ihre Bekanntschaft zu machen. Er erschien unter dem Vorwande eine ihm nothwendige Näharbeit zu bestellen. Sein Benehmen war bescheiden, zuvorkommend; er bewies Marien jene zarte Achtung, welche das sicherste Merkmal einer erwachenden Liebe ist, und die Tante, die wohl daran denken mußte, ihre Nichte zu versorgen, nahm den jungen, artigen Mann gütig auf. Er wiederholte seine Besuche, und als die Tante hierauf von ihm selbst erfuhr, daß er der junge Baron Weiffenfels und ein reicher Erbe sey, ward sie zwar durch diese Entdeckung überrascht und fast bestümmert, doch lag in Ferdinands Benehmen keine Veranlassung, den Umgang mit ihm zu brechen.

Er war fest entschlossen, Marien zu heirathen und konnte sich überzeugt halten, daß sie ihn innig liebe, dennoch hatte er von ihr kein offenes Geständniß verlangt, keinen Schwur der Liebe ausgesprochen, bey der Tante nicht um Mariens Hand geworben. Es widerstand seiner Denkungsart, diese Schritte zu thun, die Tante und Nichte zu erwidern, verwickelnden Erklärungen zu veranlassen, ohne seines eigenen Willens vollkommen freyer Herr zu seyn. In seiner abhängigen Lage war die Einwilligung des Vaters zu seiner Vermählung mit Marien durchaus unumgänglich. Erst wenn er von dieser Seite hinlängliche Sicherheit erlangt haben würde, wollte er zu den Füßen der Geliebten sinken und nicht eher aufstehen, bis sie eingewilligt haben würde, seine Gattin zu werden. Da er aber wußte, wie sehr sein Vater dieser Wahl entgegen seyn würde, und wenig Hoffnung hatte, ihn durch seine eigenen Bitten umzustimmen, wandte er sich mit seinem Anliegen an den Oheim. Dieser, obgleich ein jüngerer Bruder, übte dennoch einen entschiedenen Einfluß auf den alten Baron aus. Ein Hauptgrund desselben lag wohl in dem Umstande, daß er ein sehr bedeutendes Vermögen besaß und ledigen Standes war. Ein vorsichtiger Erbnehmer überwirft sich nicht leicht mit einem reichen Erblasser.

Der Oheim hielt zwar gleich dem ältern Bruder nicht wenig auf den Glanz seines Adels und auf den freyherrlichen Schmuck des Wappens, das ihm Jahrhundert überliefert hatten. Dennoch hatte er, von der Innigkeit der Gefühle seines Neffen gerührt, es über sich genommen, die Absichten desselben zu unterstützen, obgleich es sonst nicht seine Liebhaberey war, Heirathsentwürfe zu begünstigen, ja es ist sogar vorauszusetzen, daß er Ferdinand, ohne ihm viel Antheil zu bezeigen, seinem eigenen Geschick und Kräften überlassen hätte, wenn dieser bey einer beabsichtigten, standesmäßigen Vermählung auf Hindernisse gestoßen wäre, die zu beseitigen er dem Oheim angemuthet hätte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, im October 1831.

Wenn Einer sagte: in Frankreich gibt's jetzt Menschenfresser, oder vornehmer gesprochen Anthropolophagen, so würde man ihm antworten: er irre sich, dergleichen hätte ganz Europa nicht aufzuweisen; im südlichen Frankreich sey zwar die Unwissenheit, Rohheit und Grausamkeit sehr groß, in Toulouse, Nîmes, Montpellier, Marseille, Avignon, Perpignan u. s. w. wäre der Pöbel rachsüchtig und blutdürstig, aber es gäbe da doch keine Menschenfresser. Ich aber sage es, wie's ist, in Bordeaux — in dem gebildeten, vornehmen und reichen Bordeaux — gibt's Menschenfresser. Dieß hängt so zusammen: Die amerikanische Goolette, der Atlantic, die von Manilla vor Kurzem dort angekommen ist, mußte auf ihrer Fahrt auf der Südsee bey einer Insel anlegen, auf der Menschenfresser hausten. Sie schickte einen Theil ihrer Mannschaft an's Land um Wasser zu holen, diese wurden aber neuchlings von den Einwohnern überfallen, dreizehn Mann wurden getödtet und gleich aufgefressen, die Andern schlugen sich glücklich durch, machten sogar noch zwey ihrer Angreifer gefangen und schleppten sie an Bord. Da hatte man aber keine Noth mit ihnen, denn nach einigen Tagen, wo sie kein Menschenfleisch bekamen, auf das sie sehr lüstern und erpicht sind, griffen sie, mir nichts, dir nichts den Nächsten Besten auf dem Verdeck an, und bissen ihn herzhaft in Arm und Beine. Besonders hatten sie es auf den Steuermann abgesehen, der ein hübscher, gefunder und wohlbesetzter Mann war, überdies mit seinen weißen nackten Armen ruhig und scheinbar vertheidigungslos am Steuer stand. Zweymal fielen sie über ihn her und bissen ihn an. Nur mit Mühe wurden sie von den Matrosen von ihm weggerissen. Man prügelte sie hierauf fürchterlich mit Schiffstauen und legte ihnen Maulkörbe an, wie bösen Hunden. Wenn's zum Essen ging, wurden ihnen die Hände auf den Rücken gebunden und dann die Maulkörbe abgenommen. Dann fütterte sie ein Matrose mit einem langen eisernen Löffel. Er mußte sich aber sehr dabey in Acht nehmen, denn oft schnappten sie ihm nach der Hand. Für einen solchen Versuch bekamen sie nun zwar tüchtig Schläge, wobei sie an einen Mast gebunden wurden. Dieß machte aber keinen besondern Eindruck auf sie. Als sie in Bordeaux an's Land stiegen, gab man nicht genau auf sie Acht, und es gelang Einem seinen Maulkorb loszumachen. Eingedenk der Züchtigung auf dem Schiffe, fiel er nun zwar keinen Menschen an, wohl aber einen großen Hund der Douane. In einem Augenblick hatte er ihm den Hals umgedreht und fraß ihn mit Haut und Haar auf. Ein Redacteur der Zeitschrift „Opinion de Bordeaux“ wollte diese Wilden sehen, und verfügte sich darum auf die Goolette. Wiewohl er nun in respectvoller Ferne von ihnen stehen blieb, so stürzte doch der jüngste auf ihn los, es entstand ein Kampf zwischen dem Journalisten und dem Anthropolophagen — wahrscheinlich der erste, der je Statt gefunden — und nur einige handfeste Matrosen konnten den Wilden zurückweisen. Indessen war der Journalist doch schon dreymal gebissen worden, einmal sogar ins Gesicht.

Vicêtre ist das Vorhaus, die Vorschule der Bagno's. Hier werden die zur Zwangsarbeit verdamnten Verbrecher aus allen Theilen Frankreichs vereinigt, und von hier führt man sie in die verschiedenen Bagno's ab. Nicht ganz überwiesene Meuchelmörder, Mörder und Straßenräuber, desgleichen wieder eingefangene und frische Diebe, Betrüger und Mörder kommen hier zusammen. Vicêtre ist ein furchtbarer Herd des Verbrechens und Lasters, ein großes, steinernes Gefäß, wo der Abschaum der bürgerlichen Gesellschaft verwahrt wird. Diese Menschen machen hier einige Zeit Bekanntschaft mit einander, tauschen List, Erfahrung und Kenntnisse mit einander aus, ermuntern sich gegenseitig und räumen den Andern ihren Platz ein, die denselben Cursus machen. Dreymal des Jahres öffnet Vicêtre seine schweren Pforten und speyt diesen Abschaum aus. Am bedeutendsten aber und am zahlreichsten ist die Kette der Verbrecher, die im Anfang des Sommers nach den Bagno's abgeht. Die meisten sind zu ewiger Strafarbeit verdammt, sie sind bereits aus dem Bürgerleben gestrichen, haben Tugend und Gewissen seit lange vergessen. Der Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit hingegeben, lauern sie nur auf den Augenblick, wo sie den alten Kriegszustand gegen die bürgerliche Gesellschaft erneuern können. Ihnen ist für ihr ganzes Leben nichts gewiß und gesichert, als Infamie und Verachtung, alle Bande des Lebens sind für sie zerbrochen, denn ihre Familien und fernen Verwandte verläugnen, ihre ehemaligen Freunde verlassen sie, und

Jeder wendet sich mit tiefem Abscheu von ihnen ab. In ihrer gänglichen Abgeschiedenheit vom Leben liegt etwas Furchterliches, und man kann sich des Mitleids nicht entschlagen. Diesmal waren achtzig Züchtlinge vorhanden, und davon die mehrsten zu lebenslänglichem Bagno verdammt. Fast alle waren freundlich und brüderlich unter einander, bis auf einen aus dem Touloner Bagno Entsprungenen und wieder Eingefangenen. Er war unter diesen Verbrechern wegen seiner schrecklichen Laster berüchtigt, sie betrachteten und haßten ihn wie ihren Henker. Darum mußte er von den Andern getrennt werden, denn sonst wäre er gleich von ihnen umgebracht worden. Das Departement Puy-Dôme hatte diesmal die mehrsten Bagnocandidaten geliefert, selbst mehr als Paris, was unerhört ist. Aus jenem kleinen Departement waren elf da, aus dem volkreichen und verdorbenen Paris nur acht. Die Departemente Jura, Cher, Bas-Rhin, Cote-d'Or, Meuse, Lozère, Haute-Vienne und Ardennes hatten dagegen jedes nur einen Verbrecher geliefert. Diese Leute werden, wie sie nach und nach aus dem Innern ankommen, in gewölbten Gemächern des la Force-Gebäudes eingesperrt, wo oft vierzig bis fünfzig zusammen sind. Welche Gesellschaft! Die, welche als Verirrte hineinkommen, treten als vollendete Verbrecher heraus. Einige hängen in Hängematten nahe an den kleinen Fenstern, die mit starken Eisenstäben versehen sind, und durch die spärlich Luft und Licht hereindringt. Das sind die Glücklicheren und Privilegirten. Unter ihnen liegen Andere auf schmalen breiteren Feldbetten, wie Stricke gedrängt. Wieder Andere schieben sich mühsam in dem übrigen engen Raume herum. Dieß Gefängniß ist viel härter, beschwerlicher und ungesunder als der Bagno. Wiewohl es sehr fest und auf die abgefeintesten Böfewichter berechnet ist, so verbürgt es doch keine Sicherheit. Zweymal haben sie schon eine sechs Fuß dicke Mauer durchbrochen und dabey ungeheure Quadern und Werkstücke so geschickt herausgenommen, daß die Gefangenwärter, die täglich das Gefängniß untersuchten, nicht die geringste Spur von dieser langwierigen, beschwerlichen und mit den bloßen Händen unternommenen Arbeit entdecken konnten. An dem zur Ketten schmiedung bestimmten Tage untersucht sie ein Arzt und prüft, ob sie zu dieser beschwerlichen Reise die nöthigen Kräfte haben. Zu diesem Behuf werden sie in einem länglichen Hofe aufgestellt, und man kann der Untersuchung durch das Eisengitter zusehen. Endlich thut sich das Eisengitter auf und die Leute werden in den großen Hof gelassen, wo die Rettung vor sich geht. Aber nicht Alle auf einmal, sondern nur truppweise. Das traurige und demüthigende Übergewicht der Hauptstadt über das übrige Frankreich, das Vornehmthum und Herrschen von Paris, dessen Anmaßung und Dünkel zeigt sich auch hier, denn die Verbrecher aus der Hauptstadt kommen zuerst. Als ob sie was Rechtes wären, sagte ein Aufseher: „Voilà les Pantinois — denn so heißen die Pariser, wie Paris selbst in der Diebsprache, oder in dem französischen Nothwälsch Pantruche genannt wird — donnez-vous la peine d'entrer,“ und dabey traten alle andern Züchtlinge ehrfurchtsvoll auf die Seite, um den Herrn Platz zu machen. Gib's was Lächerlicheres, Verächtlicheres und etwas Traurigeres, als diese Eitelkeit und dieses Spasien mit dem Verbrechen! Diese Pariser Lumpen werden von ihren Kameraden mit einer Art Bewunderung betrachtet, so tief steckt dem beschränkten Sinn der Franzosen die blinde Verehrung ihrer Hauptstadt im Blute. Die Aufseher der Kette fürchten sich auch am meisten vor ihnen und ihren meuterischen Anschlägen, darum vertheilen sie sie sorgfältig in den Zug, und lassen sie nicht zu einander kommen. Die Kerle sind kühner und verdorbener als alle andere ihres Geschlechters, weil sie in Paris wohnen und handtiren, in Paris, das die Franzosen das Herz und den Höhenpunct der Civilisation nennen! Die Rage hat das traurige Privilegium in allen Gefängnissen Zucht- und Strafarbeitshäusern Frankreichs zu-Hause zu seyn, und da durch List und Verschlagenheit den ersten Platz einzunehmen. Fast alle sind die Söhne alter Verbrecher, die bey Zeiten Sorge tragen, daß das Geschlecht nicht aussterbe; die Väter sind aus Melun und Poissy, die Mütter aus Clermont und Saint-Lazare. Alle andern Leute waren etwas, ehe sie Diebe wurden, sie trieben irgend ein Handwerk oder Gewerbe, das sie gut oder schlecht erlernt hatten. Die Pariser Diebe werden von Dieben erzeugt, und zum Verbrecher geboren. Sie beginnen schon als Kinder mit Diebereyen, und bringen es darin schnell zu großer Fertigkeit. Sie können Nothwälsch und die Traditionen der Truanderie (Spitzbüberey) in hoher Vollendung, kommen sie also hier im Bicêtre oder in einem Bagno zusammen, so ist's ein Fest, wobey zugleich ihr Stolz und ihre Eitelkeit geschmeichelt wird. Man muß diese Leute sehen, wenn sie zur Anschmiedung an die Kette aus der innern Thüre in den Hof treten. Wer glaubte nicht, sie gingen zur Hochzeit oder zu sonst einem Ehrentage, denn sie tragen Sträuße auf dem Hut und in der Hand, und rauschend em-

pfängt sie der Ruf ihrer Gefährten! Selbst die Verbrecher, die noch in den Gefängnissen sind, hängen ihre nackten Arme und Beine zu den Eisengittern heraus, und jubeln ihnen entgegen. Sind aber der Pantinois nur wenige, so ist's, als fehlte das Beste. Alle Andern sind einhellig und niedergeschlagen, was ihnen freylich viel besser ansteht, als die verworfene Lustigkeit, die der Hölle anzugehören scheint, und die auf keine Befreyung hoffen läßt. Die künstlich aufgetriebene, falsche Civilisation, an der Frankreich leidet, und auf welche die Franzosen so stolz sind, erstreckt sich auch auf diese Leute, und ist noch häufiger, als bloße Dummheit, Rohheit und niedrige Leidenschaft. Indessen stößt man bey ihnen auch manchmal auf Verstand, schnellen Blick und Geistesgegenwart und Kühnheit, die richtig geleitet, ausgezeichnete Feldherrn und Staatsmänner aus ihnen gemacht hätten. Ein zu lebenslänglicher Galeere verurtheilter Sträfling hatte so eben einen Brief und ein Gebethbuch von seiner Schwester erhalten. Ich bedauerte ihn weniger als die andern, denn er hatte doch noch ein Wesen auf der Welt, das seiner freundlich denkt und ihn beklagt. Seiner Erzählung nach, hätte man Unrecht, ihn wegen prämeditirten Mordes zu verdächtigen. Allein es wurde eine frisch geschliffene Art unter seinem Bette gefunden, und diese zeugte stark gegen ihn. Er verhandelte sein Gebethbuch für wenig Sous, um sich mit dem Gelde Tabak zu kaufen. Debaër, der auch zu lebenslänglicher Galeere verdammt ist, und zwar wegen Straßenraub, sagte zu uns: „Ich wäre gescheider gewesen, wenn ich gemordet hätte, denn dann wäre ich doch nicht gebrandmarkt worden, die Guillotine hat weniger zu bedeuten.“ Der Mensch ist erst zwey und zwanzig Jahre alt, und in dreyzehn Monaten wurde er zweymal zu lebenslänglicher Strafarbeit verdammt. Neben ihm stand ein Mensch, der in einer Kirche gestohlen hatte, und damit kein Verbrechen gethan zu haben glaubt. Den Ausdruck der Rohheit und des wildesten Verbrechens trug G a z a v e. Seine hohlen, bleichen Wangen, seine krumme Nase und sein brennender, fürchterlicher Blick gaben ihm das Ansehen eines Raubvogels. Siebenzehn Messerstücke gab er der Weibsperson, die mit ihm lebte, und sie beweisen noch mehr seine Grausamkeit, als das ungeheure Nordsinnsorgan seines Schädels. Neben ihm stand G r i b i e r, ein anderer Verbrecher, der lustig mit den Zuschauern kofte. So sagte er unter andern in seinem rothwälschen Diebsidiom: „Ich bin zu lebenslänglicher Galeere verdammt (gerbé à visque), ich mache mir aber nichts aus dem Leben. Ich hätte was darauf gewettet, sie würden mir den Kopf abschlagen (que je serais coupé), mein Kopf hängt an nichts mehr, und ich denke ihn immer noch an meine Freyheit zu setzen.“ Ein Arzt fragte ihn, ob er noch immer Zahnweh habe? Darauf erwiederte er sehr höflich: „Nein, dies verdanke ich Ihrer gütigen Hülfe. Ach lieber Herr, da fällt mir ein Sie etwas zu fragen. Sie haben das Diebsorgan stark an mir gefunden, sahen Sie denn nicht ein Bißchen von Entwischungsorgan?“

(Die Fortsetzung folgt.)

(Mit Nr. 1 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's, sel. Witwe.